

# Sommer, Sonne, Salmonellen

Lebensmittelbehörden in Europa und Amerika warnen vor Tomaten, Schweinefleisch und Sojasprossen

Von Michael Miersch

MÜNCHEN/BERLIN - Supermärkte und Restaurants in den USA bieten keine rohen Tomaten mehr an. Die Gesundheitsbehörde Food and Drug Administration (FDA) gab eine Warnung heraus, nachdem 145 Menschen durch das Essen von Tomaten an einer Salmonelleninfektion erkrankt waren. Salmonellen sind die häufigsten Auslöser von Lebensmittelkrankheiten. In der EU infizierten sich im Jahr 2006 mehr als 160 000 Menschen daran. Zumeist lauern die Erreger in Fleisch und Eierspeisen, besonders in der warmen Jahreszeit. Sie lösen starke Durchfälle aus, die für Kranke, alte Menschen und Kinder lebensbedrohlich werden können. Wie die stäbchenförmigen Bakteri-

en auf die Tomaten gelangen, ist noch nicht geklärt. Vermutlich durch schmutziges Wasser, mit dem das Gemüse gegossen oder gewaschen wurde. Seit 1990 ist es in den USA zu mindestens 13 Ausbrüchen der Salmonellenkrankheit durch Tomaten gekommen, berichtete die „Washington Post“.

Erst vor wenigen Tagen warnte das Hamburger Institut für Hygiene und Umwelt vor Sojasprossen und anderen Keimlingen, die immer beliebter als Bestandteil von Salaten werden. Jede zehnte Probe sei mit Salmonellen belastet gewesen, der Spitzenplatz unter den pflanzlichen Lebensmitteln. Auch die Europäische Lebensmittelbehörde (Efsa) schlug jetzt Alarm: Zehn Prozent der Schweine in der EU seien mit Salmonellen belastet.

Die Kette von Warnhinweisen durch Gesundheitsbehörden in Amerika und Europa verdeutlicht die tatsächlichen Gefahren im Essen. Doch während sich viele Menschen vor Pestizidresten oder vor Gentechnik fürchten, machen sich immer weniger Gedanken um die Belastung durch natürliche Krankheitserreger wie Schimmelpilze, Einzeller, Viren und Bakterien. Doch solche Verschmutzungen sind mit Abstand die häufigste Ursache nahrungsmitteldingter Krankheiten.

Alljährlich sterben dadurch über 200 Deutsche, die Zahl der Erkrankten geht in die Hunderttausende. Allein auf das Konto des Escherichia-coli-Bakteriums gehen laut den amerikanischen Centers for Disease Control (CDC)

durchschnittlich 73 000 Erkrankungen und 60 Tote pro Jahr in den USA.

Ende Mai wurden im niedersächsischen Diepholz 30 Schulkinder ins Krankenhaus eingeliefert. Zwei mussten sofort auf die Intensivstation. Sie hatten bei einem Bauernhofbesuch Rohmilch getrunken, also Milch, die nicht erhitzt (pasteurisiert) worden war, um Keime abzutöten. Die Rohmilch enthielt EHEC-Erreger. Auch Ende der Neunzigerjahre waren in Deutschland einige Hundert Kinder an dieser besonders aggressiven Form des Coli-Bakteriums erkrankt, einige starben. Außer durch Milch werden diese Bakterien auch durch Gemüse verbreitet, wenn es mit Mist oder Gülle gedüngt wurde.

In einer im Jahr 2007 veröffent-

lichten Auswertung von 54 Lebensmitteluntersuchungen der Stiftung Warentest (aus den Jahren 2002 bis 2007) heißt es: „Das Fazit unseres Vergleichs ist für Bio-Fans ernüchternd ... In unseren Tests schnitten viele Bioprodukte bei der mikrobiologischen Prüfung schlecht ab. Viele unerwünschte Keime belasteten vor allem tierische Bioprodukte wie Fleisch-, Fisch- und Milchzeugnisse. Das kann je nach Keimtyp und Keimzahl vor allem Kinder, Schwangere, geschwächte und ältere Menschen gesundheitlich gefährden.“

Die schlechteren Hygiene-Noten im Bio-Bereich erklären sich vermutlich aus der Tatsache, dass 100 Prozent der Bio-Landwirte, aber nur ein Teil der modernen Landwirte Naturdünger einsetzen. Tier-

fäkalien bergen immer ein gewisses Risiko. Im Herbst 2006 starben in den USA drei Menschen, und Hunderte mussten mit schweren Magen-Darm-Beschwerden ins Krankenhaus, weil sie verseuchten Spinat gegessen hatten, der mit Rindermist gedüngt worden war. Ähnlich Fälle gab es immer wieder.

In früheren Zeiten waren natürliche Verunreinigungen in der Nahrung eine der größten Menschheitsplagen. Insbesondere Pilzgifte (Mykotoxine) kosteten Millionen Menschenleben.

Durch Aufklärung, Qualitätskontrolle und Schutzmaßnahmen ist die Gefahr heute wesentlich geringer. Doch es bleibt nach wie vor wichtig, Obst, Gemüse und Fleisch sorgfältig zu reinigen und, wo es geht, abzukochen.

## Alle 18 Sekunden ein Kinderunfall in Deutschland

BERLIN - Alle 18 Sekunden verunglückt nach Angaben von Experten ein Kind in Deutschland so schwer, dass es zum Arzt muss. Mehr als 300 Mädchen und Jungen haben deshalb am Dienstag vor dem Berliner Reichstag Eltern, Erzieher und Politiker zu einem besserem Unfallschutz aufgefordert. Mit Fahrradklingeln und Trommeln machten sie auf Gefahren zu Hause oder auf Spielplätzen aufmerksam.

Mehr als 60 Prozent der Unfälle im Kindergarten- und Grundschulalter geschehen nach Angaben der Bundesarbeitsgemeinschaft „Mehr Sicherheit für Kinder“ (BAG) zu Hause und auf dem Spielplatz - oft auch durch unsichere Produkte oder Spielgeräte. Die BAG forderte die Politik auf, Grundlagen für eine bessere Produktsicherheit zu schaffen. Kommunen müssten Spielplätze besser in Ordnung halten und Eltern stärker auf Unfallgefahren achten. So könnten Fensterriegel Stürze verhindern, ein Herdgitter vor Verbrennungen schützen, Regentonnen und Gartenteiche ließen sich abdecken.

Die BAG hat sich zum Ziel gesetzt, die Zahl der Kinderunfälle in Deutschland in den kommenden fünf Jahren um 20 Prozent zu verringern. Von 2009 an sollen auch Acht- bis Zwölfjährige eigene Vorschläge für mehr Unfallschutz mit der Arbeitsgemeinschaft ausarbeiten. dpa

## Wo die Lebensqualität am größten ist

MÜNCHEN - Nach einer internationalen Vergleichsstudie zur Lebensqualität in Großstädten zählen Düsseldorf mit Rang sechs sowie Frankfurt am Main und München auf Rang sieben zu den Top-Ten-Metropolen weltweit. Zu diesem Ergebnis kommt die jährlich seit 1998 von der Beratungsgesellschaft Mercer durchgeführte Vergleichsstudie zur Lebensqualität in Großstädten. Bei der Einstufung der insgesamt 215 Städte rund um den Globus führen die europäischen Metropolen das Feld der Städte mit der höchsten Lebensqualität erneut an. Wie schon im Vorjahr behauptet Zürich dabei Platz eins, gefolgt von Wien und Genf, die sich beide den zweiten Platz teilen. Danach folgen Vancouver und Auckland in Neuseeland, Berlin liegt immerhin auf Platz 16. Die Lebensqualität in den USA und Großbritannien fällt dagegen ab: Erst auf Platz 28 findet sich mit Honolulu eine amerikanische Stadt, die britische Hauptstadt London schafft es sogar nur auf Platz 38. Die Stadt mit der niedrigsten Wertung ist wie schon im Vorjahr Bagdad.

Basis der Gegenüberstellung aller Städte ist New York mit 100 Punkten. Die Studie soll Unternehmen Anhaltspunkte geben, in welche Städte sie ihre Mitarbeiter guten Gewissens schicken können. Neben der Lebensqualität ist auch die persönliche Sicherheit der Mitarbeiter und ihrer Familien ein wichtiges Kriterium. Neben Düsseldorf, Frankfurt, München haben es drei weitere deutsche Städte unter die 30 besten geschafft: Berlin auf Platz 16 und Nürnberg auf Platz 23 behaupten ihre Ränge aus dem Vorjahr, Hamburg rutschte um drei Plätze nach unten auf Position 27. Auch Leipzig auf Rang 68 büßte im Vergleich zu 2007 einen Platz ein.

Zusätzlich zur Lebensqualität wurden die Metropolen auf ihre Sicherheit untersucht. Die Bewertung basiert auf Faktoren wie der inneren Sicherheit, Kriminalität, Effektivität der Strafverfolgung und den Beziehungen zu anderen Ländern. In dieser Studie schneiden die deutschen Städte schlechter ab als bei der Lebensqualität. Düsseldorf, Frankfurt am Main, München und Nürnberg liegen dabei mit gleicher Punktzahl gemeinsam auf Platz zwölf. Berlin rangiert auf Platz 40, dicht gefolgt von Hamburg und Leipzig auf dem gemeinsamen 41. Platz.

In der weltweiten Betrachtung der Sicherheitssituation führt Luxemburg das Ranking an, vor Bern, Genf, Helsinki und Zürich, die mit 126,3 Punkten alle auf Platz zwei liegen. Auch hier bildet Bagdad das Schlusslicht - mit lediglich 3,8 Punkten. DW

## CDU bei der Mitgliederzahl fast gleichauf mit SPD

BERLIN - Die CDU ist kurz davor, die SPD als mitgliederstärkste Partei zu überholen. Zum Stichtag 31. Mai schmolz der Abstand zu den Sozialdemokraten auf nur noch 438 Mitglieder. Im Monat davor hatte er noch 495 Mitglieder betragen und Ende März 1625. Wie aus den Statistiken beider Parteien hervorgeht, hatte die SPD Ende Mai 531 737 Mitglieder, die Christdemokraten kamen auf 531 299. Bereits im vergangenen Jahr hatten die Sozialdemokraten rund 20 000 Mitglieder verloren. Aber auch bei der CDU gab es einen Schwund von rund 15 000 Mitgliedern. 1990 hatte die SPD noch mehr als 940 000 Mitglieder, die CDU fast 780 000. AP



Zwar beenden mehr Frauen als Männer in Deutschland ein Studium. Bei den Promotionen und erst recht den Habilitationen sind die Männer aber deutlich in der Mehrheit

## Professorin dringend gesucht

Warum in Deutschland weibliche Hochschullehrer noch immer eine Seltenheit sind - und was die Universitäten dagegen tun wollen

Von David Deißner

BERLIN - Ruth Stock-Homburg ist unsanfte Themenwechsel gewöhnt. Sie nennt das ihren alltäglichen Spagat. Am Vormittag ist sie Frau Professor, spricht durchs Mikrofon an der TU Darmstadt zu 500 Studenten über Kundenbeziehungsmanagement, am Abend berät sie mit anderen Müttern, wer beim nächsten Schulfest den Kuchen mitbringen soll. Man habe sie einmal „Frau Professor, Geht nicht, gibt's nicht“ genannt, erinnert sie sich. Ihr Lebenslauf ist in der Tat die unwahrscheinliche Geschichte einer unberechenbaren Optimistin. Nach der mittleren Reife machte sie eine kaufmännische Lehre, holte das Abitur nach, studierte Betriebswirtschaft - nebenbei Psychologie im Fernstudium - und wurde im Jahr 2006 mit gerade einmal 33 Jahren Deutschlands jüngste BWL-Professorin. 2007 eroberte das „Handelsblatt“ die Mutter zweier Kinder im Alter von zwei und sieben Jahren ins Spitzenquartett der besten BWL-Forscher Deutschlands. Geht nicht, gibt's nicht!

Doch derart zuversichtlich und erfolgreich bewegen sich längst nicht alle begabten Nachwuchswissenschaftlerinnen auf der akademischen Karriereleiter. Der Anteil der weiblich besetzten Professuren liegt hierzulande bei gerade einmal 15,2 Prozent - und dies, obwohl die Gleichstellung bereits seit Jahren auf der hochschulpolitischen Agenda steht. Diese Zahl sei „beschämend für das deutsche Wissenschaftssystem“, bemerkte der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Matthias Kleiner. Die Universitäten müssten noch familienfreundlicher, angehende Wissenschaftlerinnen weitestgehend besser gefördert werden.

Dafür hat die Expertenkommission der DFG jetzt neue Gleichstellungsstandards erarbeitet. Anfang Juli sollen diese endgültig beschlossen werden. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Ernst-Ludwig

Winnacker setzt Kleiner dabei nicht auf eine verbindliche Professorinnenquote. Stattdessen sollen sich die Hochschulen selbst auf realistische, aber anspruchsvolle Ziele verpflichten. So soll es beispielsweise mehr Kinderbetreuungsangebote bei wissenschaftlichen Veranstaltungen oder auch Fonds zur Überbrückung von Auszeiten geben, etwa wenn eine schwangere Frau ihre Forschungsarbeit im Chemielabor aus Arbeitsschutzgründen unterbrechen muss. Die DFG hat einen ganzen „Instrumentenkasten“ von Verbesserungen erarbeitet, die



Ruth Stock-Homburg war bei ihrer Berufung im Jahr 2006 mit 33 Jahren die jüngste BWL-Professorin Deutschlands

den Alltag von Wissenschaftlerinnen erleichtern sollen. Allerdings klagen die Fakultäten immer wieder, dass bei den Berufungsverfahren bislang schlichtweg nicht genügend weibliche Bewerber bereitstünden. Können strukturelle Verbesserungen, etwa der Ausbau der Uni-Kitas, hieran etwas ändern? Stock-Homburg bezweifelt dies. „Das Problem beginnt im Kopf“, sagt sie. Bei vielen Studentinnen und Doktorandinnen vermisst sie den für eine akademische Karriere nötigen Sinn für Strategie.

„Ich begegne jungen Frauen, von deren Fähigkeiten ich sehr beeindruckt bin, die aber eine langfristige Ausrichtung ablehnen. Oft heißt es, das sei doch alles noch so weit weg und sie wollten nicht so weit in die Zukunft planen.“ Gerade der strategische Weitblick aber sei für ihre eigene Karriere entscheidend gewesen, erinnert sie sich. „Ich wusste schon im Studium, etwa sieben Jahre vor meiner Berufung,

ganz sicher, dass ich Professorin werden wollte.“ Als zwischen 2002 und 2005 eine Wiederbesetzungswelle im Frankfurter Raum abzuliege, plante sie langfristig und gezielte ihre Bewerbung auf die zu besetzenden Stellen. „Ich wusste - wenn ich in der Nähe meiner Familie bleiben will, muss ich bis dahin einen Ruf auf den Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte an der Universität Bremen erhalten. Sie hat während des Studiums selbst noch erlebt, dass ein Professor nur männliche Doktoranden zum Privatkolloquium nach Hause einlud. Während die Herrenrunde debattierte, kochte die Ehefrau das Essen.“

Stock-Homburg, so viel wird schnell klar, ist keine Gleichstellungskämpferin alter Schule. Mit

schaftlern ist noch immer männlich geprägt. Oft herrscht ein bestimmter Ton, das Name-Dropping, der Schenkelklopferhumor und das Anekdotenerechnen - das sind Kommunikationsstrukturen, in die Männer erfahrungsgemäß leichter hineinfinden“, sagt Susanne Schattenberg. Die 38-Jährige hat jüngst einen Ruf auf den Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte an der Universität Bremen erhalten. Sie hat während des Studiums selbst noch erlebt, dass ein Professor nur männliche Doktoranden zum Privatkolloquium nach Hause einlud. Während die Herrenrunde debattierte, kochte die Ehefrau das Essen.

Dass sich derlei verkrustete Denkgewohnheiten nicht von heute auf morgen abbauen lassen, liegt für sie auf der Hand. „Offener Diskriminierung begegnen Frauen heute zwar nur noch selten“, sagt Dorothea Jansen, wissenschaftliche Koordinatorin des Berliner Förderungsprogramms „Profil“ (Professionalisierung für Frauen in Forschung und Lehre). Doch die „geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen“ stellen noch immer ein zentrales Karrierehemmnis dar. Aber auch „intransparente, wenig formalisierte Auswahlverfahren, lange, unsichere Karrierepfade und die hohen Anforderungen an Mobilität und Verfügbarkeit“ schrecken Frauen mehr ab als Männer. Frauen seien zudem weniger in die sogenannte Scientific Community integriert. Viele von ihnen erfüllt die Vorstellung, beim akademischen Tischgespräch nach einer Konferenz brillieren zu müssen, mit Unbehagen. Doch gerade in den Fachvereinen und privaten Netzwerken, so Jansen, werde informell über mögliche Nachwuchskandidaten für Qualifizierungsstellen und Professuren gesprochen.

Dabei besteht an deutschen Hochschulen eigentlich kein Mangel an weiblichem Potenzial. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes lag der Anteil der weiblichen Erstabsolventen 2006 sogar bei 51,6

Prozent. Auf dem weiteren Qualifizierungsweg hin zur Professur steigere jedoch immer mehr Frauen aus. Unter den Promovierten liegt der Frauenanteil noch bei 40,8, bei den Habilitierten nur noch bei 22,2 Prozent. Bei den hoch dotierten C-4-Professuren (heute W-3-Professuren) sind nur elf Prozent der Stellen von Frauen besetzt. Zum Vergleich: In den USA waren schon 2003 immerhin 24 Prozent der Vollprofessuren in weiblicher Hand.

Frauen melden sich im Wissenschaftsbetrieb dabei oftmals nicht laut genug zu Wort oder werden von den Kommissionen gar nicht erst angesprochen. „Ich habe den Eindruck, dass Frauen, etwa bei der Nominierung für wissenschaftliche Preise, übersehen, ja schlichtweg vergessen werden. Dies ist eine große Ungerechtigkeit und darüber hinaus ein Verpassen von Chancen“, kritisiert Matthias Kleiner. „Angesichts des Nachwuchskräftemangels in der Wissenschaft müssen wir begreifen: Chancengleichheit ist auch Chancennutzung.“ Ein zentraler Grund für die DFG-Initiative: Bis 2014 werden mehr als ein Drittel der Professorinnen in Ruhestand gehen. Die Universitäten brauchen die bisher ungenutzten intellektuellen Ressourcen also mehr denn je.

Noch aber mangelt es den Wissenschaftlerinnen an überzeugenden Vorbildern. „Die meisten Professorinnen, die ich zu Beginn meines Studiums kennengelernt habe, fielen in die Kategorien Mammy oder vergrätztes Mauerblümchen“, erinnert sich Schattenberg. Als sie später die prominente Historikerin Ute Frevert kennenlernte, eine freundliche und weltläufige Frau, die Wissenschaft und Familienleben vereinbaren konnte, habe sie das sehr motiviert. Wie wichtig Vorbilder sind, weiß auch DFG-Präsident Kleiner. In seinem Institut, so der Ingenieurwissenschaftler, hat er es erlebt: Dort wo es eine Abteilungsleiterin gab, gab es plötzlich auch mehr Doktorandinnen. AP

## Neukölln richtet erstes Internat für Schulschwänzer ein

BERLIN - Berlin will ab kommenden Schuljahr ein erstes Internat für hartnäckige Schulschwänzer starten. In einem Modellversuch im ehemaligen Kinderheim Haus Buckow sollen zunächst maximal 40 Schulverweigerer aus Neukölln betreut werden. Träger der Einrichtung sei das Evangelische Jugend- und Fürsorgewerk (EJF) Lazarus. Das Projekt kennt in dieser speziellen Form bundesweit kein Vorbild, sagte Jugendreferatsleiter Michael Piekara. Im Unterschied zu einem Heim können die Schüler am Wochenende und in den Ferien in die Familie zurückkehren.

Das Internat gehört zu einer Reihe von Maßnahmen der Neuköllner SPD, um die Schulpflicht konsequenter durchzusetzen. „Schüler, die sonst als sogenannte Wanderpokale von einer Schule zur nächsten weitergereicht werden, sollen hier eine besonders intensive Betreuung mit speziell qualifiziertem Personal erhalten“, sagte der stellvertretende SPD-Fraktionschef im Abgeordnetenhaus, Fritz Felgentreu. Im Einzelfall solle entschieden werden, ob eine Schule zur nächsten weitergereicht werden, sollen hier eine besonders intensive Betreuung mit speziell qualifiziertem Personal erhalten“, sagte der stellvertretende SPD-Fraktionschef im Abgeordnetenhaus, Fritz Felgentreu. Im Einzelfall solle entschieden werden, ob eine Schule zur nächsten weitergereicht werden, sollen hier eine besonders intensive Betreuung mit speziell qualifiziertem Personal erhalten.“

Anzeige



**Stauder.**  
Die kleine  
Persönlichkeit,  
im  
**Hotel  
Breidenbacher  
Hof.**

40213 Düsseldorf, Königsallee 11  
Tel.: 0211/160900

## Inzwischen leben 30 bis 40 Wölfe in Deutschland

BERLIN - In Deutschland leben inzwischen 30 bis 40 Wölfe in freier Wildbahn. Auf diese Zahl schätzt der Naturschutzbund NABU den Bestand. Gestern zog der NABU eine erste Bilanz seines dreijährigen Projektes „Willkommen Wolf!“. Danach ist die Rückkehr des Wolfes 150 Jahre nach seiner Ausrottung ein erster Erfolg für den Artenschutz. Allerdings mangle es nach wie vor an stimmigen länderübergreifenden Konzepten für den sachgerechten Umgang mit tierischen Rückkehrern. „Bei den Schutzbestimmungen für den Wolf in Deutschland gibt es noch große Lücken, vor allem wenn es darum geht, das Nebeneinander von Mensch und Wolf zu regeln und Konflikte vorzubeugen“, sagte NABU-Präsident Olaf Tschimpke. AP